

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Postgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21, Leipzig. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Abdruck 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beliegen von Prospekten ist 3,50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluss der Annahme von Inseraten für die tägliche Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseratenannahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Es stellt sich heraus, daß in der Kontroverse zwischen dem Abg. Ledebour und dem Vizepräsidenten Prinzen Hohenzoln eine Änderung des Verhandlungsprotokolls zugunsten des Prinzen vorgenommen worden ist.

Eine parteiunabhängige Erklärung der konservativen Korrespondenz beteuert, daß die Junker keine Hochverräter seien.

Major v. Bethmann soll wegen der Januschaueri „wütig gebrochen“ sein.

Die preussische Wahlreformvorlage soll am Freitag oder Sonnabend dem Landtage zugehen.

Nach Verschärfung des Abg. v. Jeditz werden die Konservativen zusammen mit dem Zentrum die preussische Wahlrechtsreform verhindern.

In Korea sind Unruhen ausgebrochen.

## Die Verfassungstreuen.

Leipzig, 1. Februar.

Der Döffe im Porzellanladen hat den Junkern doch nicht recht gefallen, und mit Mühe sind sie befreit, den edlen Januschauer wieder herauszubringen. Die konservativen Korrespondenz veröffentlicht heute folgende Erklärung:

Zu der liberalen und demokratischen Presse wird gegenwärtig ein großer Värm darüber erhoben, weil der konservative Reichstagsabgeordnete v. Oldenburg am Sonnabend im Reichstage angeblich dazu aufgefordert haben soll, in verfassungswidriger Weise, außerordentlich mit militärischer Macht, gegen den Reichstag einzuschreiten.

Daran ist kein wahres Wort.

Herr v. Oldenburg steht mit der gesamten konservativen Partei streng auf dem Boden unserer Verfassung. Eine Aufforderung zu Gewaltmaßnahmen der erwähnten Art liegt ihm durchaus fern. — Nur mangelnde Logik und tendenziöse Unterstellung von Herrn v. Oldenburg selbst in der Sitzung vor dem Reichstage im Sinne seiner Äußerung, die lediglich in drastischer und humoristischer Weise äußerliche Pflichten militärischer Disziplin kennzeichnen wollte, zu verdrehen und zu einer illoyalen Bekämpfung ihres politischen Gegners und womöglich unserer gesamten verfassungstreuen Partei auszunutzen.

Es fällt uns natürlich nicht ein, über diese Erklärung auch nur ein einziges ernstes Wort zu verlieren. Sie trägt den Stempel der Verlegenheit gar zu deutlich auf der Stirn und macht in ihrer Entrüstungsmimik einen

humoristischen Eindruck. Wir selber haben in der konservativen Partei niemals etwas anderes erblickt, als — juristisch gesprochen — eine Bande von Hochverrättern, und ihr Geschrei über die nicht auf dem Boden der Verfassung stehenden Sozialdemokraten hat uns stets mit um so größerer Heiterkeit erfüllt, je offener die Junker selber sich als Hochverräter demaskierten. Am 28. März 1895 äußerte Graf M r b a ch im preussischen Herrenhause:

In allen künftigen Wahlkreisen und weit darüber hinaus würde es mit Jubel begrüßt werden, wenn die verblödeten Narren sich entschließen, einen neuen Reichstag auf der Basis eines neuen Wahlrechts ins Leben treten zu lassen und zwar unverzüglich. (Lebhafte Zustimmung.) Die zu lösende Aufgabe ist schwierig. Alexander der Große stand auch vor einer schweren Aufgabe und löste sie sehr schnell.

Nämlich mit dem Schwert. Also auch hier genau dasselbe, was der gute Oldenburg gesagt hat: Aufforderung zum gewalttätigen Hochverrat durch einen konservativen Parteiführer, unter jubelnder Zustimmung seiner Freunde. Und diese konservativen Hochverräter sind — wohl gemerkt — alles Leute, zu denen der König von Preußen ganz besonderes Vertrauen hat und die eben aus besonderem Vertrauen ins Herrenhaus berufen sind. In ähnlichem Sinne äußerte sich Graf Franzenberg am 30. März 1895 im Herrenhause, sogar im Auftrag der neuen Fraktion. Jeditz, Stumm, Graf Limburg-Stürm, Kröcher, Kardorff, die verschiedensten konservativen Pressorgane traten immer für eine eventuell auch gewalttätige Beilegung des Reichstagswahlrechts ein, und zum Ueberflusse schrieb feinerzeit die Leipziger Zeitung, das Organ der sächsischen Regierung:

Es ist kein Geheimnis, daß alle Konservativen die Beseitigung des allgemeinen gleichem direkten und geheimen Wahlrechts wünschen und wünschen müssen.

Die sächsische Zeitung, das konservative Hauptorgan Sachsens, schrieb damals:

Die Regierung ist jetzt vor die Wahl gestellt, ob sie sich über einzelne der von niemand beschworenen Verfassung sich ergebende Bedenken hinwegsetzen will, um das Reich vor der Vernichtung zu retten. Für die Regierung ist dann die Beseitigung des bestehenden Wahlrechts von selbst gegeben. Diese unabwiesbare Abänderung kann vorausichtlich nur auf einem andern als dem durch die Verfassung vorgesehenen Wege erfolgen.

Also auch hier die glatte Aufforderung zum gewalttätigen Umsturz, auch hier der glatte Hochverrat! Und wir müssen offen gestehen: das, was uns an dem Januschauer Zwischenfall im Reichstage am meisten überrascht hat, ist nicht die Äußerung selber gewesen, sondern die Entrüstung, die sie allgemein, speziell im liberalen Lager, hervorgerufen hat. Man spiele doch keine Komödie! Man tue doch nicht so, als ob die indirekte Aufforderung des Januschauers an den Kaiser zum Hochverrat etwas ganz Unerhörtes, noch nie Dagewesenes sei! Man werfe einen Blick in die Geschichte des preussischen

Junkertums, und man wird nichts sehen als Hochverrat. Rastlos suchten sie Friedrich Wilhelm IV. zum Weineid zu verleiten, seinen Bruder, den späteren Feldengreis, wollten sie bestimmen, als Regent die Verfassung nicht zu beschwören, um sie so bequemer über den Haufen werfen zu können, und ihr Kampf gegen die bestehende Reichsverfassung, so harmlos und ungefährlich diese für ihre Interessen auch ist, hat am Tage der Reichsgründung begonnen und tobt heute noch, nach 40 Jahren, mit der gleichen Zähigkeit.

Wir selber haben den Junkern aus ihren hochverräterischen Aktionen niemals einen moralischen Vorwurf gemacht. Uns ist der Begriff des Hochverrats in der Politik nur der juristische Ausdruck für die historische Tatsache, daß die wirtschaftlichen Interessen und die geschichtlichen Traditionen einer Partei als Klasse nicht mit den politischen Verhältnissen des Landes übereinstimmen. Das Junkertum ist eine wirtschaftlich und kulturell rückständige Klasse, die, wie einer ihrer Wortführer einmal in unmutiger Stunde erklärte, mit dem Rücken gegen den Staat und mit der Front gegen den heimatischen Mißhaufen steht. Ihr Bestreben geht dahin, den gesamten Staat auf das Niveau der Heimat herunterzubringen, und diese Heimat liegt in Ostpreußen. Und da das Junkertum alle Machtmittel des Staates in der Hand hat, da das Heer und die Verwaltung auf dem Umwege des Königs von Preußen seinen Befehlen gehorcht, so ist es selbstverständlich jederzeit zur Anwendung brutaler Gewalt geneigt. Auch Bismarck schreute, wie Hohenlohe's Memorien bezeugen, vor diesem gewalttätigen Hochverrat im Interesse des Junkertums nicht zurück. Er plante, die Arbeiter zu Straßenrevolten systematisch zu provozieren und in einem fürchterlichen Blutbad das allgemeine Wahlrecht zu ertränken. Und daß die Junker mit jedem Jahre nur noch mehr zum gewalttätigen Umsturz, zum Hochverrat drängen, das ergibt sich aus der Tendenz der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung ganz von selbst. Unterwühlt sie doch den auf Autorität und Einzelherrschaft beruhenden Junkerstaat immer stärker und bringt sie doch immer unaufhaltbarer die Massen des Volkes, und damit das Prinzip der Majorität, auf die historische Bühne. Daher der Junkerruf:

Gegen Demokraten  
Sessen nur Soldaten!

Man mache sich also selber keinen blauen Dunst vor und man entrüste sich nicht darüber, daß eine Klasse eine Klasse ist und daß die preussischen Junker Hochverräter sind. Bisher hat es uns immer gestreut, daß die Junker aus ihren Hochverratsbestrebungen niemals ein Hehl machten. Man wußte doch, woran man mit dieser Klasse war und daß hier nur eins gilt: Krieg bis aufs Messer! Die parteiunabhängige Erklärung der konservativen Korrespondenz beweist jedoch, daß auch sie jetzt von der Feigheit blasse angekränelt wird und daß sie zur Larve der Ver-

## Seuilleton.

### Der Octopus.

Eine Geschichte aus Kalifornien von Frank Norris.  
Einzig berechtigte Uebersetzung von Eugen v. Tempsky.  
Nachdruck verboten.

„Was mit der Eisenbahnerie wird?“ sagte er. „Ich bin rausgeschmissen.“

„Rausgeschmissen! Sie!“ rief Presley, sich rasch nach ihm umwendend.

„So sagte ich eben,“ erwiderte Dyle grimmig.

„Das ist doch nicht möglich! Ja, weshalb denn?“

„Das möchte ich selber wissen,“ knurrte der andre.

„Zehn Jahre lang habe ich für die P. und S. W. gearbeitet, und nie haben sie auch nur das geringste an mir auszuweisen gehabt. Sie wissen verdammt gut, daß sie keinen zuverlässigeren Mann auf der Strecke haben. Und was noch mehr sagen will — ein gut Teil mehr —, ich gehöre nicht zur Brotherhood.“ Und als der Streik kam, da stand ich fest zu der P. und S. W. Sie wissen das, Presley! Und dann wissen Sie, und die P. und S. W. weiß es auch, wie ich damals von Sacramento meinen Zug fuhr mit 'nem Schieferlein in jeder Hand — auf die Minute nach dem Fahrplan — und dabei konnte ich nie wissen, ob nicht der nächste Durchlaß unterminiert war. Eine goldene Uhr sollte ich damals bekommen, hieß es. Zur Hölle mit ihren goldenen Uhren! Ich will nichts wie Recht und Billigkeit und 'ne anständige Behandlung. Und jetzt, wo die Zeiten schlecht sind und sie an den Löhnen abknapsen, was tun sie da? Machen sie in meinem Falle einen Unterschied? Denken sie daran, daß ich fest zu ihnen

gehalten habe und mein Leben in ihrem Dienste riskiert habe? Fällt Ihnen nicht ein! Mir nichts dir nichts sehen sie meinen Lohn runter wie bei irgend 'nem kleinen, dreißigen Puhler. Mir machen sie den Abzug — hören Sie nur, Presley — mir — zusammen mit den Kerls, die sie damals auf die schwarze Liste gesetzt haben — Streiker, die sie später wieder nahmen, weil sie keine Leute hatten.“ Grimmig zog er an seiner Pfeife. „Ich ging' rauf auf die Generaldirektion — jawoll, das tat ich — ganz de- und wehmütig. Ich wär' 'n Familienvater, und mit dem herabgesetzten Gehalt könnte ich nicht bestehen, sagte ich, und an meine guten Dienste während des Streiks habe ich sie erinnert. Und wissen Sie, was die Schweinebande darauf zu sagen gehabt hat? Es wäre nicht recht und billig, zugunsten eines einzelnen eine Ausnahme zu machen, die Gehaltsherabsetzung trafe alle ihre Angestellten, einen wie den andern — sie müßten unparteilich sein. Unparteilich!“ Er schlug eine große Lache auf. „Sie sollten die P. und S. W. über Unparteilichkeit reden hören! Das ist ausgezeichnet, wirklich ausgezeichnet! Na, da lieh mir die Galle über — ich mag wohl 'n Esel gewesen sein — aber ich war wütend. Ich hab' Ihnen meine Meinung gesagt — erstklassige Arbeit für drittklassige Bezahlung tät' ich nicht, hab' ich gesagt — das wär' ich mir selbst schuldig. Na, und da meinten sie: „Bitte, Herr Dyle, Sie werden wissen, was Sie unter diesen Umständen zu tun haben.“ Natürlich wußt' ich's! Ich hab' Ihnen gefündigt, und sie nahmen meine Kündigung an, nicht anders, als ob sie froh wären, mich loszuwerden. Da haben Sie's, Presley! Das ist die kalifornische P. und S. W.-Eisenbahn! Ich mache jetzt meine letzte Fahrt.“

„Schmachvoll!“ erklärte Presley, dessen Mißgefühl für das dem Freunde angetane Unrecht sofort reger wurde. „Eine Schmach und Schande ist's! Aber,“ fuhr er fort, „das macht Sie doch nicht arbeitslos, Dyle. Es gibt noch andre Eisenbahnen im Staate, die unabhängig von der P. und S. W. sind.“

Dyle schlug mit der geballten Faust aufs Knie, „Nennen Sie mir eine!“

Presley schwieg. Darauf wußte er nichts zu sagen. Das Gespräch stockte. Presley trommelte mit den Fingern auf der Armlehne des Stuhls und dachte zornig über die krasse Ungerechtigkeit der Eisenbahn nach. Dyle blähte fester über die Feder jenseits der Stadt und knirschte mit den Zähnen auf dem Weisenstengel. Der Stationsvorsteher trat gähnend und sich streckend aus der Tür seines Bureaus. Ueber den schnurgeraden, im Horizont verlaufenden Gleisen flimmerten Schichten heißer Luft. Der Telegraphenapparat klickte unermüdlich weiter.

„Ich gehe also,“ begann Dyle von neuem, dessen Kergor sich etwas gelegt zu haben schien. „Mein Bruder und ich werden's mit der Hopfenfarm versuchen. Ich hab' mir was Hübsches geparkt in den zehn Jahren. Und mit Hopfen ist jetzt was zu machen.“

Presley verabschiedete sich, bestieg sein Rad und fuhr gedankenvoll durch die Straßen des verfallenden, ausgestorbenen mexikanischen Städtchens. Es war die Stunde der Siesta. Niemand ließ sich auf der Straße blicken. Die Stadt war ohne allen Geschäftsverkehr; das machte die Nähe von Bonneville. Ehe die Eisenbahn kam, in der alten Zeit, als sich noch alles um die Viehzucht drehte, da hatte Guadalupe glänzende, mitunter etwas wilde Tage gehabt. Aber jetzt lag es in den letzten Zügen. Die Apotheke, die beiden Kneipen, das Hotel an der Ecke der alten Plaza und ein paar kleine Läden, in denen mexikanische Kuriositäten an vereinzelte, die Mission von San Juan besuchende Touristen aus dem Osten verkauft wurden — das war das matt pulsierende Leben des altersschwachen Städtchens.

Bei Solotar, dem Restaurant quer gegenüber vom Hotel, nahm Presley sein verspätetes mexikanisches Mittagmahl zu sich — ein nach spanisch-mexikanischer Art zubereitetes Omelett, Frijoles (kleine braune Bohnen) und Tortillas (flache runde, die Stelle des Brotes